

Ein Begleiter durchs Wallis

Autor(en): **Bächinger, Konrad**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Schule**

Band (Jahr): **48 (1961)**

Heft 8-9: **Religionsunterricht an der Mittelschule**

PDF erstellt am: **23.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-530250>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

So eröffnete die *Lonza*, Elektrizitätswerke und chemische Fabriken, bereits 1898 ihre Werke Gampel und Vernayaz, im gleichen Jahre noch wurde das Findelnbach-Kraftwerk Zermatt der Gornergratbahn eröffnet, ein Jahr später wurde das Massabodenwerk Bitsch der SBB dem Betrieb übergeben. 1900 folgte das Werk Gampel II der *Lonza*, 1908 Chippis-Navizence der *Aluminium-Industrie*, 1910 Monthey der *Ciba*. In besonderer Weise nahm sich dann auch die im Jahre 1919 gegründete Gesellschaft EOS (Energie de l'Ouest-Suisse) der Entwicklung der Elektrizität im Wallis an.

Seither hat sich die Elektrizitätsproduktion im Wallis gleichmäßig entwickelt, abgesehen von der Verzögerung, die die Weltkriege mit sich brachten und der durch die Kriege hervorgerufenen Wirtschaftskrise. Im letzten Jahrzehnt allerdings ist die Entwicklung in ungleich schnellerem Tempo vorangeschritten. Heute besitzt das Wallis insgesamt 54 Kraftwerke; es produziert jährlich rund 5 Milliarden Kilowattstunden, ziemlich genau einen Viertel der schweizerischen Produktion.

Dazu ist für die schweizerische elektrische Energiewirtschaft noch von Bedeutung, daß die Energieproduktion des Wallis im Winter größer ist als im Sommer. Im Winter werden nämlich ungleich mehr elektrische Energien benötigt. Gerade in trockenen Wintern ist die Schweiz daher genötigt, Elektrizität aus unsern Nachbarländern zu importieren, insbesondere aus Westdeutschland, Frankreich und Italien, die in größerem Maße Elektrizität aus thermischen Kraftwerken gewinnen, die mit Kohle oder Öl betrieben werden und daher in ihrer Produktion nicht auf Niederschlagsmengen angewiesen sind.

Im Sommer allerdings ist die Schweiz heute schon in der Lage, bedeutende Mengen Elektrizität zu exportieren. Der Export erfolgt ebenso nach den erwähnten Nachbarstaaten und übertrifft den Import von Elektrizität im Winter wesentlich.

Trotzdem hat man dem Umstand des Imports Rechnung getragen und man wird im Kanton Wallis gerade in den nächsten Jahren Speicherwerke bauen, die insbesondere für die Versorgung im Winter Wesentliches leisten können (z. B. das noch in Projekt befindliche Werk Gletsch-Massa, dessen Winterproduktion dreimal so groß sein wird als die des Sommers).

Ausblick

Man rechnet, daß in zirka 15 Jahren alle für die Elektrizität verfügbaren Wasserkräfte in der Schweiz ausgebaut sein werden. Dann wird das Wallis zirka 9,4 Milliarden Kilowattstunden liefern, die gesamte Schweiz 35 Milliarden. Daraus ist ersichtlich, daß das Wallis seinen derzeitigen Rang in der Elektrizitätserzeugung der Schweiz auch in Zukunft halten wird.

Natürlich können nicht alle Gewässer zur Elektrizitätserzeugung ausgenutzt werden. Wir möchten fast sagen, gottseidank nicht, denn ein Wallis ganz ohne die rauschenden Bergbäche, die in ihrem selbstgegrabenen Bett zutale stürzen, würde gewiß manchen unserer Feriengäste enttäuschen. Ob all dem Wohlstand und den Vorteilen, die uns die Elektrizitätserzeugung gebracht hat, dürfen wir doch auch unsere zweite große Angelegenheit nicht vergessen: den Tourismus.

Daß sowohl die Elektrizitätswirtschaft und der Tourismus sich nebeneinander entwickeln können, haben uns die letzten Jahre eindeutig gezeigt. Ja, man kann geradezu von einer Förderung des Tourismus durch die Großanlagen der Elektrizität sprechen; so ist beispielsweise die Staumauer der Grande Dixence ein beliebtes Ausflugsziel geworden. Das Val d'Anniviers ist durch die Straßenausbesserungen und Straßenbauten der Gouggra AG als Ferienaufenthaltsort bekannt geworden. Bei den Kraftwerkbauten hat man allgemein darauf geachtet, die Anlagen der Gegend anzupassen. Es ist zu wünschen, daß beide, Tourismus und Elektrowirtschaft, weiterhin im gleichen Ausmaß beitragen, unseren Wohlstand und unsere Bedeutung in der Eidgenossenschaft zu erhöhen und zu verstärken.

Ein Begleiter durchs Wallis

Konrad Bächinger

Auch wenn man gern allein reist, nimmt man einen Begleiter mit. Allein findet man die Kunstschätze und die Eigenarten selten. So greift man zum Reise-

buch. Aber ich mag diese ‚Führer‘ nicht, weil sie nichts Gescheiteres zu tun wissen, als den Kopf voll-zustopfen mit Zahlen: Höhe über Meer, Einwohnerzahl, Berge in der Nähe, Geburtsjahr der Stadt, der Kirche, des Rathauses, Länge des Kirchenschiffs, Höhe der gotischen Decke über Fußboden usw. Wie langweilig, wie öd, wie materialistisch. Solche Reisebegleiter lasse ich gern in ihrem verstaubten Regal und ziehe allein los, mich bemügend, irgendwo doch einmal ein Buch zu finden, das ich gern unter den Arm klemme. Dann ziehe ich los, setze mich auf einem alten Kirchenmüerchen nieder, lese und bekomme den Geist der Wallfahrtskirche zu spüren, nicht Daten.

Ich habe dieses Buch gefunden. * André Beerli aus Genf, ein Kunsthistoriker, der einen liebenswerten Stil schreibt, jenem eines Felix Timmermans manchmal nicht unähnlich, hat in fünfjähriger Arbeit einen Reiseführer durchs Wallis geschrieben, der alle die gestellten Anforderungen in schönstem Maße erfüllt, ja auf weite Strecken sogar übertrifft. «Anstatt dem Touristen eine Aufzählung von Gipfeln, Gletschern und Wasserfällen zu geben (die er auch ohne uns ansehen kann!), haben wir versucht, ihm zu zeigen, was im Laufe von Jahrtausenden der Mensch aus diesem Alpengebiet gemacht hat und umgekehrt, was der Berg aus dem Menschen machte. Endlich hoffen wir, daß unsere Leser aus jeder Seite dieses Buches ein Gefühl herauslesen werden, das sich von einer Reise zur andern nicht verändert hat, trotz manch abenteuerlichen Modernisierungsprozessen: eine Art tiefe Freundschaft, die uns mit diesem edlen und schönen Stück Boden verbindet, wo die Sonne so großzügig ist, die Gastfreundschaft so herzlich, die Mundart so kraftvoll, der Wein so rassig. Wie C. F. Ramuz sagte: ‚Ein sehr altes, sehr junges Land!‘» schrieb der Verfasser über sein neuestes Buch. Das Buch mit seinen herrlichen Photos dient aber auch dem Lehrer, der für den Geographieunterricht eine Fülle von Details vernimmt. Besser als lange Beschreibungen sind einige Kostproben aus dieser Fundgrube für die Schule:

* André Beerli: Wallis. Herausgegeben vom Touringclub der Schweiz in Verbindung mit Shell Switzerland. Zu beziehen beim TCS, Rue Pierre Fatio 9, Genf. Es ist eine deutsche, eine italienische und eine französische Ausgabe erhältlich. 316 Seiten, flexibler Umschlag. Preis sFr. 9.20. In gleicher Ausstattung sind vom gleichen Verfasser auch die Bände Zentralschweiz, Graubünden und Tessin erhältlich.

Rhonegletscher

Haben wir erst das Hotel von Gletsch und die letzten Wälder hinter uns gelassen, so bleibt uns nichts anderes mehr zu tun, als unserm Freund, dem Rhonefluß oder, wie die Gomser sagen, dem Rotten, in seiner Geburtsgrotte zu huldigen (Rotten steht auch wirklich dem lateinischen ‚Rhodanus‘ noch näher als Rhone). Der Gletscher, aus dem dieser Vater des Wallis entspringt, ist dank den Schleifen der Furkabahn zumindest den Augen des Automobilisten zugänglich. In der Kehre beim Belvédère blicken wir auf diesen berühmten Eiskatarakt hinab, der zehnmal so hoch ist wie die Niagarafälle, dessen ungemein langsamen Sturz jedoch nur eine Kamera festhalten könnte, die ihre Aufnahmen in großen zeitlichen Abständen voneinander machen würde: Es sind höchstens dreißig Zentimeter pro Tag. Einem Faltenwurf ähnlich, wie ihn der alte Johann Christen mit dem ganzen Feuer seines Temperaments ins Arvenholz schnitt, fließt die Eiszunge, faltet sich, bricht, reißt in Fetzen, windet und dreht sich. Hie und da erraten wir tief unten in einer Spalte das bläuliche Leuchten, das über dem Geheimnis der Geburt eines großen Flusses wacht.

Die Muttergottes in der Pfarrkirche zu Münster (Hauptaltar)

Der Glanz des gepunzten Goldgrundes läßt die Statuen zur Wirkung kommen: St. Johannes mit langem Haar; die heilige Anna; die heilige Barbara mit der Krone; der von Pfeilen durchbohrte Sebastian; und erhöht, über dem alten Jesse, die heilige Jungfrau, deren Umrisse natürlich und doch majestätisch eine sehr schmale Mandelform beschreiben. Wie ergreifend ist diese Patronin von Münster, wie menschlich in ihrer milden Mütterlichkeit! Die gekünstelte Hüftbewegung, die Nervosität des Faltenwurfs der Madonna von Glis – die eine Generation früher entstanden ist – hat einer edeln, festumrissenen Form und schweren Falten Platz gemacht. Das sinnende Haupt der göttlichen Mutter neigt sich leicht auf dem schlanken Hals, wie um die Seitwärtsbewegung des Kindes zu begleiten.

Der sonderbare Einsiedler von Reckingen

Am Eingang zum Blinnental entdeckt man in der Heiligkreuzkirche ‚auf dem Stalden‘ einen Wider-

schein der Pracht der Pfarrkirche. Hier hatte einst die Kirchgemeinde für einen fremden Einsiedler eine Klausur errichtet. Der Mann stand im Ruf, ein guter Tierheiler zu sein. Mit der Zeit aber entdeckte man, daß dieser Eremit ein sonderbarer Bursche und Tagedieb war. An den Wintermorgen, wenn jedermann ihn ins Gebet versunken glaubte, schlief er einfach in den Tag hinein, nachdem er, ohne sich unter seinen Decken hervorzumachen, dank einem scharfsinnig erfundenen System von Schnüren die kleine Glocke mit dem Fuß geläutet hatte! Und als die Almosen sich schließlich verminderten, wurde er gar zum Schafdieb. So wurde er am Ende verprügelt und zum Dorf hinausgejagt.

Niederwald

Hier beginnt nun erst recht der grüne Teppich des Goms, darin sich der gletscherfarbene Rotten behaglich dahinschlängelt. Das Dorf kauert unter einem lärchenbestandenen Hang und wendet seine schwarzen, vollkommen einheitlichen Stirnseiten nach Südosten. In einem der anspruchslosen Häuser der nördlichen Reihe ist der Vater der Luxushotellerie, Cäsar Ritz, geboren. Zu den angenehm logierten Bewohnern von Niederwald sind die Bienen zu rechnen, deren kleine Häuschen vor denen der Menschen stehen – die Bienen, deren Summen die Toten auf dem nahen Friedhof im Schlummer wiegt.

Oberwalliser Altarschnitzer

Wer schon einmal versucht hat, einen Arvenholzblock mit dem Schnitzmesser zu bearbeiten, weiß, daß schon allein der natürliche Arvenduft das Feuer der Inspiration nährt, ob man nun einen Teufel oder einen Engel daraus macht. Ein weiterer Vorteil: der gleiche Harzduft hält den Wurm fern. Fügsam unter unserm Messer und doch dichtfaserig, wird es sich nicht spalten, nicht bersten. Auch andere Holzarten ließen sich für einen Altar verwenden, die Eiche und das Lindenholz.

Die Arbeitsteilung war noch immer die gleiche wie im Mittelalter. Neben dem Bildhauer, der den Plan des Ganzen (Altarrauß) entwarf und dem Stifter vorlegte, erscheint der Schreiner (Tischler), der den Rahmen aufrichtet und die ‚glatte‘ Arbeit ausführt. Der Faßmaler (Vergolder) schließlich bedeckt das Ganze mit einem Kreidegrund und beginnt dann seine heikle Arbeit. Der Bildhauer hat aus dem Holz

die klar umrissenen Körpermassen und Formen herausgeholt und dabei mit Licht und Schatten gespielt; er hat Rhythmus und Bewegung ins Ganze gebracht. Der Maler aber ist der Dirigent des Orchesters. Er verfügt souverän über das Licht. Bald dämpft er es, bald läßt er es in tausend Lichtblitze zerstreuen; bald zerlegt er es, bald bringt er es zu höchster Wirkung. Eine Temperaschicht von matter Tönung bedeckt Nischen und Gesimse. Hier und da gibt ein naturalistischer Akzent den Statuen fleischliches Leben – Pfirsichton einer Kinderwange, Farbton von Frauenhaar, Blitzen eines Augapfels, fahle Gesichtsfarbe eines Märtyrers, fallende Brauenlinie in einem Schmerzensantlitz, Blutgerinsel aus einer Wunde... Doch die christliche Kunst kann dabei noch nicht haltmachen. Sie braucht auch das Wunder und die Blendung durch anderes Licht als nur das irdische. Hier legt sich nun der Spiegelglanz des Metalls ins Mittel: das Gold, als Blattgold auf einem rostroten Grund aufgelegt, das Silber auf schwarzem Grund. Damit verfügt der Maler nun wirklich über Trompetentöne! Und noch ein anderes Mittel steht ihm zur Verfügung: mit leichtem Pinselzug verteilt er auf dem zuvor polierten Metall einen durchsichtigen Schleier von Blau, von Purpur, Rosa oder blassem Grün. Unter der Scheinfarbe dieser Lasuren glüht verborgen das Feuer des Goldes, oder dann ist es das Silber, das den Farbton durch einen kalten, mondhaften Schein verwandelt.

Gomser Dorf

Zur Erntezeit werden die Hänge von den schmalen Roggenstreifen gelb schraffiert. Eine Kette gleichartiger Dörfer mit weißer Kirche und sonnverbrannten Holzhäusern von jenem samtigen Schwarz, wie es das lange an der Sonne geröstete Lärchenholz ergibt. Liebevoll, damit das weiße Kirchlein sich nicht allzu einsam fühlen muß, umrahmen die Häuser ihre kleinen Fenster mit Weiß. Vom Monat November an löscht dann der Schnee das Grün aus, und in der so vereinfachten Landschaft sind unter einem nur um so blauerem Himmel das Schwarz und Weiß jetzt allein herrschend. Doch eine andere Welt tut sich dem Gomser Bauern auf, wenn er sein Gebet zu unserer Lieben Frau, zur heiligen Katharina oder dem heiligen Sebastian aufsteigen läßt. Noch in der kleinsten Barockkapelle strahlen in unaufhörlicher Festtagsfreude alle die Farben, die sich dieses ernste Tal nur erträumen kann.

Der Gomser Bauer und der Tod

Der Talwind drückt immer aufs Thermometer. Es ist im Goms auf 1300 Meter Höhe kälter als in Zermatt auf 1600 Meter. In sagenhaft alten Zeiten muß Goms ein milderes Klima, Weizen bis auf die Höhen hinauf und selbst den Weinbau gekannt haben, wenn man der Legende glauben darf. Der größte Weinbauer der Gegend erhielt in einem Mißjahr nur ein winziges Fäßchen. Ärgerlich beschloß er, den Inhalt mit dem ersten besten zu teilen. Nun fügte es sich aber, daß der Tod gerade an diesem Ort vorbeikam. Unser Bauer lud ihn in seinen Keller ein. Nachdem sie zusammen eine Weile gezecht hatten, stellte er sich erstaunt ob der Beweglichkeit seines Gastes, der doch mit seinen krummen Beinen und seinen Runzeln das Aussehen eines armen Greises hatte. Ob es denn auch wirklich wahr sei, daß er überall eindringen könne? «Sogar in ein Fäßchen?» Statt einer Antwort führte der Tod, der entschieden ein Gläschen über den Durst getrunken hatte, dieses Akrobatstückchen gleich vor, fand sich aber sofort mit einem kräftigen Hammerschlag ins Faß eingeschlossen. Von da an starb niemand mehr, weder Mensch noch Tier. Das Goms wimmelte nur so von Leben. Die Ackererde wurde knapp, bald fehlte das Brot. Man rief und flehte den Tod an zu kommen.

Selbst jener Weinbauer rief ihn an. Er war inzwischen so alt geworden, daß er die Geschichte vom Fäßchen ganz vergessen hatte. Eines Tages, als er in seinem Keller umherirrte und nach einem guten alten Tropfen Ausschau hielt, der seiner Melancholie abhelfen könnte, entdeckte er, ganz verstaubt in einer Ecke, das kleine Fäßchen aus dem mageren Jahr. Er öffnete es. Und sogleich befreite sich der Tod aus seinem Gefängnis. Er erwürgte zuerst den Weinbauern und stürzte sich dann auf die ganze Gegend und holte die verlorene Zeit wieder ein.

Das war die Pest. Das Goms entvölkerte sich. Die Überlebenden verließen die Höhen und fanden sich unten im Tal zusammen, und die Natur ergriff wieder Besitz von den verlassenen Bergen.

Belalp

Die Dreifaltigkeitskapelle von Belwald ist von ein paar ehrwürdigen, fest auf ihren Steinfundamenten ruhenden Holzhäusern umgeben und blickt gerade auf den größten Gletscher der Alpen hinaus. Wer auch nur ein wenig Bergerfahrung besitzt, wird versucht sein, von der Belalp aus die ungeheure Eisraupe

zu überqueren, um in etwa dreieinhalb Stunden durch den berühmten Arvenwald zur Riederalp zu gelangen. Diese Raupe bewegt sich – einen halben Meter in 24 Stunden im oberen Teil –, bevor sie in den schon unter dem Gletscher 50 Meter tiefen Abgrund der Massa stürzt und schmilzt. Seit Jahrhunderten fangen die Menschen in dieser Schlucht das Wasser ab, um es den Steilwänden entlang bis zu den Terrassen von Bitsch, Ried und Mörel zu leiten. Wie Akrobaten machen Bissewächter ihre Kontrollgänge auf Holzplanken ohne andern Halt als die Felswand selbst, einen Halt, der überdies jedesmal fehlt, wenn die Leitung ein Tobel zu überqueren hat. Früher hieß es, eine Schneefee mache die Schlucht unheimlich. Von ihrem Gesang verwirrt, schwankten die jungen Männer auf der unsicheren Planke der Wasserleitung. Tief unten im Gisch lauerte die Walliser Loreley auf ihre Beute...

Die mutigen Gomser

Die Grafen von Zähringen hätten auch gern im Rhonetal Fuß gefaßt. Doch eine Handvoll Gomser hinderte sie daran, und so kam es zur ersten Schlacht von Ulrichen im Jahre 1211. 1419 versuchten die Berner nochmals ihr Glück. Die Legende erzählt, sie seien vom Riesen Thomas Riedi in Empfang genommen worden, der mit jedem Schlag seiner eisernen Keule gleich ein Dutzend Feinde niedermähte. Schließlich gelang es einem Berner, sich zwischen die ringsum liegenden Gefallenen zu schleichen und den Helden in den Leib zu treffen. Thomas Riedi aber warf nun seine Eingeweide über die Schulter zurück und setzte den Kampf bis zum Abend fort. Dann verließen ihn die Kräfte. Als er zusammenbrach und noch einmal seine erschöpften Waffengefährten zum Aushalten ermahnte, sah man den Kaplan von Münster, Jakob Minichove, an der Spitze seiner tapferen Mannen heranrücken. Da machten sich die Berner, von Schrecken ergriffen, wieder über die Berge davon.

Stockalperpalast als Umschlagsplatz

Hat man einmal die Schwelle des Stockalperpalastes überschritten, so ist der Lärm der Straße vergessen; doch nicht die Straße selbst. Denn hier war der Knotenpunkt des vom größten Walliser Kaufmanns aller Zeiten weiträumig angelegten Wegnetzes. In den Sälen, den Kellern und Lagerräumen häuften sich einst Salz – eine Ware, für die der Herr dieses Hauses

das Monopol besaß –, Seide (auf ihrem Weg von Venedig und Mailand nach Lyon), Terpentinöl, Zunder, Gold von Gondo, Eisen des Gantertales, Bleiglanz aus dem Lötschental, Kupfer aus dem Val d'Hérens, Malvasier und ‚Clairet‘-Tönnchen von Siders oder Sitten, Waffen – Schwerter, Hellebarden, Büchsen und Musketen der fünf- bis sechshundert Leute – ganz zu schweigen von den ausfuhrbereiten Schnecken (einem andern Privileg des Hausherrn).

Empfang in Zermatt

Heute erwarten die üblichen Symbole der touristischen Schweiz den Reisenden schon am Bahnsteig: Hotelmützen, kleine Wagen, die auf den Scheiben die Anfangsbuchstaben des Hotels tragen (im Winter sind es schellenbehängene Schlitten), muntere Pferde. Von den beiden Bahnhöfen an besteht der Ort vorwiegend aus einer einzigen Straße. Die sich darin auf und ab bewegend Menge ermangelt in ihrem bunten Durcheinander nicht eines gewissen folkloristischen Reizes. Alle Sprachen und alle Düfte mischen sich hier. In der reinen Luft begegnet der Duft des ‚navy-cut‘ dem des helvetischen Stumpens. Gewichtige Familien, etwas zerrissen vom Generationenkonflikt, machen sich unter den spöttischen Blicken wahrer und falscher Spörtler breit. Mit nagelneuen Pickeln bewaffnet, steigen ganze Scharen von jungen Leuten in rotem Hemd, passenden Strümpfen und Samthosen in weitausgreifenden Schritten dorfaufwärts und drängen Damen respektablen Alters in leuchtend roter Kriegsbemalung beiseite. Diese Damen werden von den in Stein gehauenen Kröten im Park angezogen, die zur Stunde des Fünfuhrtees unaufhörlich Straußwalzer in ein Brunnenbeken spucken. Bei klarem Himmel zeigt sich auch das Matterhorn, wenigstens bis zur halben Höhe, um die Postkarten nicht Lügen zu strafen. Es ist da. Es wartet auf seine Gäste, seine Bewunderer, seine Opfer. Das Matterhorn ist wohl das berühmteste ‚Denkmal‘ des Kantons, doch kein ‚historisches‘, da sein

Alter auch die am weitesten zurückliegenden Schöpfungen der Menschen zuschanden macht. Und es spielt seine Rolle als großer internationaler Star vorzüglich, voll kapriziöser Launen mit all seinen Verhüllungen, Schleiern und Hüten.

Dies nur einige Kostproben, hie und da leicht zusammengeschürzt, alle aus dem oberen Teil des Wallis. Sie sind für die Hand des Lehrers bestimmt, der sie aber in die Sozialsprache seiner Stufe verkürzen kann, ohne dem Geist und der Sprache erheblich Abbruch zu tun. Eine gleiche Fülle birgt das Buch für alle andern Talschaften des Wallis: Der Kirchenschatz von St-Maurice (Abfolge der Kulturen des Abendlandes), Sitten mit einem ‚Stadtführer‘, auserlesen wie die besten Weine jener sonnverglühten Hänge, alle die Seitentäler mit ihren Eigenarten, das Lötschental, das Val d'Anniviers und wie sie alle heißen. Kurzum: Eine Fundgrube für jeden Lehrer, der Geographieunterricht erteilen darf, selber gerne reist und vorab ein «schönes, vollendetes Land, warm wie das Brot» liebt, wie Rainer Maria Rilke, der auf der Südseite des hohen Kirchleins von Raron unter einem Rosenstock seine letzte Ruhe fand, das Wallis genannt hat.

Der tapferste Mann im Budapestester Schauprozeß dieses Sommers, Pater Lenard, war 1948 zu einer sechsjährigen Zuchthausstrafe verurteilt worden, weil er gegen die Unterdrückung der katholischen Privatschulen aufgetreten war. Weil er, seit seiner Freilassung als Fabrikarbeiter tätig, nach Feierabend jungen Leuten Unterweisung in der Glaubenslehre erteilte, nahmen ihn die Kommunisten Ungarns im Februar 1961 wiederum gefangen und verurteilten ihn zu neuer Strafe.



Möglichst große Leistungen bei möglichst niedrigen Prämien.

Das ist die Devise unserer Krankenkasse.